

**HEYNE
HARD
CORE**

Zum Buch

Die Rechtsanwältin Evelyn und ihr Mann Claus, ein Schönheitschirurg, führen ein sorgenfreies Leben in einer schmucken Villa in Grünwald. Der Alltag der beiden gerät durcheinander, als die polnische Haushaltshilfe spurlos verschwindet und sich auf Claus' augenzwinkernd gemeinte Stellenanzeige plötzlich Langzeitarbeitslose, Asylanten und überqualifizierte Akademiker ernsthaft als »Sklaven« bewerben. Zunächst sind sie überrascht und schockiert, doch warum sollten sie auf die Annehmlichkeiten verzichten? Sie haben das nötige Geld und in der liberalen Spaß-Gesellschaft der Hauptstadt ist das »erlaubt, was man sich leisten kann«. Also entscheiden sie sich für Bartos, einen promovierten Alt-Philologen, und dessen Frau Svetlana. Eines Tages regt Bartos den Bau eines Schwimmbads auf dem ungenutzten Rasen vor der Villa an, ein teures Vorhaben, das durch den Einsatz von illegalen Arbeitskräften bewältigt werden soll. Und so rücken eines Nachts weitere Familien an, die seit Jahren ein Leben in selbstgewählter Sklaverei führen. Doch bald kommt es zu ersten Unstimmigkeiten in der »Solidargemeinschaft nach römischem Vorbild« ...

Zum Autor

Thor Kunkel, geboren 1963 in Frankfurt am Main, studierte Kunst und lebte viele Jahre in London und Amsterdam. 1999 gewann er beim Ingeborg Bachmann-Wettbewerb den Ernst Willner-Preis. Seinem Debüt »Das Schwarzlicht-Terrarium« folgte »Endstufe«, ein Roman über die Pornofilmindustrie im Dritten Reich, der eine heftige Debatte in der Literaturszene auslöste. Weitere Romane waren »Kuhls Kosmos« und »Schaumschwester«, dazu veröffentlichte er einige erfolgreiche Hörspiele.

Unter www.heyne-hardcore.de finden Sie das komplette Hardcore-Programm, den monatlichen Newsletter sowie unser halbjährlich erscheinendes CORE-Magazin mit Themen rund um das Hardcore-Universum.

THOR KUNKEL

SUBS

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Nach der Idee zu diesem Roman produzierte der WDR
im Juni 2009 ein gleichnamiges Hörspiel.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 03/2013
Copyright © 2011 by Thor Kunkel
Copyright © 2011 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2013
Umschlagillustration und Umschlaggestaltung:
yellowfarm gmbh, S. Freischem
Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-67634-3

www.heyne-hardcore.de

Wellnest

*Wer dem Volk anstrengungslosen Wohlstand
verspricht, lädt zu spätrömischer Dekadenz ein.*

– GUIDO WESTERWELLE, »Die Welt«, 12. 2. 2010

*Difficile est satiram non scribere.
Es ist schwer, darüber keine Satire zu schreiben.*

– JUVENAL

SKLAVIN GESUCHT

Kultiviertes Ehepaar mit ersten Denk- und Lachfalten sucht zuverlässige Sklavin mit Pep & Power für Haushalt. Möchten Sie zu klassischer Musik bügeln, kleine Botengänge erledigen und danach in der hauseigenen Sauna entspannen? Dann sind Sie bei uns genau richtig. Polizeiliches Führungszeugnis nicht nötig.
CHIFFRE: MÜLLER-DODT SKLAVIN
#G/RK 29/3-621.

I.

»Aber ansonsten hast du noch alle Tassen im Schrank?«

Evelyns Stimme dringt dünn und blechern aus der Küche, kaum lauter als die platzende Folie des Microwave-Dinners, das sie manisch mit der Gabel bepiekst. »So ein hirnrissiges Inserat in den Lokalanzeiger zu setzen ... In Grunewald! Du weißt doch, wie die Leute hier sind.«

»Hauptsache, es hat funktioniert.« Claus Müller-Dodt steht – die Hände in den Gesäßtaschen versenkt – am Panoramafenster der Villa. Inmitten von einigen Hektar Parkland gelegen, bietet sie dreihundert Quadratmeter Fläche – ein abenteuerlich großes Haus für zwei Personen, die sich hier abends unter dem Planetenlüster in der Wohnhalle treffen, um dann im offenen Gartenraum zu dinieren. Die riesigen Scheiben lassen sich per Knopfdruck im Boden versenken, doch Claus misstraut dem knirschenden, aus den dreißiger Jahren stammenden Getriebe und hat es bisher nur einmal auf einen Versuch ankommen lassen. Die Halle ist auch so hell und luftig genug, der eisig schimmernde Stucco lustro der Wände verhindert selbst in tiefster Nacht, dass sich die Dunkelheit einnisten kann. Sanft geschwungene Treppen betonen die Stromlinienform einer Moderne, deren Ideale es längst nicht mehr gibt. Ihre Architektur aus schweren und schwebenden Elementen verbreitet eine allgegenwärtige Unwirklichkeit, die Claus besonders stark an seinem Lieblingsplatz spürt; hier steht er wie der Kapitän eines weiß getünchten Luxusliners an Deck, wippt leicht auf und ab und blickt dabei über die Terrasse hinweg in das sich allmählich verdunkelnde Grün. Weiter oben, noch über dem Waldschopf, schwimmen an diesem Abend lange Wolkenfische mit goldenen Bäuchen und schwarzblauen Rücken im sommerlichen Azur.

Die südwestliche Aussicht ist mit Abstand die beste, ein Verschnitt aus Kurpark und Golfplatz, hinter dem sich – dessen ist er sich durchaus bewusst – ein begrünter Todesstreifen des Lebens verbirgt, in den er den kläglichen Rest seiner Freizeit eingehegt hat. Mit noch etwas mehr Glück würde ihn ein zeitiger Hirnschlag davor bewahren, zum Sanierungsfall einer Körper ruine zu werden, zum tatterigen Kauz, dem eine Krankenschwester ein Hämorrhoidenkissen unter den Arsch schieben würde. Wenn es am schönsten ist, soll man gehen. Jeder, der lebt, zockt ein Game, denkt er noch, ein Game mit aufwendiger Grafik und unvorhersehbarer Story. Es nennt sich Leben, nicht *SimCity* oder *Second Life*, nein, einfach nur Leben und das Aufregendste an diesem Spiel ist, dass es keine Spielregeln gibt.

»Was hast du dir bloß dabei gedacht, unseren Namen in die Zeitung zu setzen?« Sie ist noch immer am Lamentieren. »Hörst du mir eigentlich zu?«

»Ja, sicher.« Dabei ist Claus in Gedanken mit dem Ligustermonster beschäftigt: Eine drei Meter hohe Hecke umschließt das Grundstück nach allen Seiten und schirmt die Müller-Dodts so auf natürliche Weise von der Außenwelt ab. Seit dem mysteriösen Verschwinden der polnischen Haushälterin ist es zu beängstigenden Wachstumsschüben gekommen, die Quadratur des Dickichts läuft aus dem Ruder. Die frechsten Triebe haben kürzlich sogar das elektronische Auge der Einfahrt blockiert – das ist nicht gut, gar nicht gut, und »jemand« (nennen wir ihn einmal so) muss jetzt den Hintern hochkriegen und die Heckenschere auspacken, doch dieser »Jemand« (man könnte ihn auch den »Herrn des Hauses« nennen) verweigert sich konsequent der Gartenarbeit: Claus Müller-Dodt ist Schönheitschirurg, auf die Liposkulptur diätresistenter Matronen spezialisiert, und nach dieser täglichen Knochenarbeit hat er sich einen ruhigen, beschaulichen Feierabend verdient. Genauso wenig käme er auf die Idee, seinen Porsche zu waschen. Ein halbes Dutzend sportlicher Hobbys und ein über die Jahre gewachsener Privat zoo im ehemaligen unterirdischen »Turnsaal« der Villa lasten ihn ohnehin aus.

»Was willst du eigentlich, Evi? Hast du vorhin nicht was von sechzig Bewerbern gesagt? So ein Andrang spricht doch für sich.«

»Das ist kein Witz, Claus!« Hinter der verschiebbaren Milchglastür, die die Küche von der Wohnhalle trennt, huscht Evelyns Schatten vorbei, ein menschenähnlicher Zeiger auf der Skala verhaltener Wut. »Ich arbeite am Amtsgericht und möchte nicht, dass irgendein Staatsanwalt auf die Idee kommen könnte, ich sei übergesnappt!«

Claus lacht kurz auf. »Wer sollte das denken? Dein Chef, dieser Richter Harms? Das würde dem alten Chauvi doch passen ...«

»Sei nicht undankbar, immerhin wollte er uns seine Perle ausleihen.«

»Das war vor einer Woche und nichts ist passiert.«

»Weil Harms im Krankenhaus liegt! Sein Zucker spielt wieder verrückt.«

»Und ich leide an Stauballergie.« Obwohl es noch hell ist, kann er auf dem Glas sein blasses Spiegelbild sehen; genauso fühlt er sich schon einige Zeit, diffus, geisterhaft, im Gesicht vielleicht noch etwas grauer, wie von einer dünnen Staubschicht bedeckt. Dabei ist Staubfreiheit sein Ideal. Wie die meisten Schönheitschirurgen hasst er Anzeichen des Verfalls in seiner unmittelbaren Umgebung: Staub steht am Anfang der Evolution, der Reinraum der Mikrochip-Industrie am anderen Ende. Der ganze Fortschrittsglaube des Westens entspringt dieser einen Erkenntnis.

»Es ist dir wahrscheinlich entgangen, aber wir ersticken im Dreck«, setzt er nach.

»Jetzt lenk bitte nicht ab!« Evelyn steckt den Kopf blitzschnell aus der Küche. Claus, der sich zeitgleich umgedreht hat, erhascht ein Aufblitzen grüner Augen zwischen seitwärts schwingenden Locken. Ein etwas anderer, auf Mietrecht spezialisierter Engel für Charlie, der sich tagsüber mit Räumungsklagen herum-schlagen muss.

»Was du sagst, hat nichts, aber auch gar nichts mit dieser Anzeige zu tun!«

Sie verschwindet wieder hinter der Abtrennung. Ein Glockenton geht dem Summen der Mikrowellen voraus.

»Nun reg dich ab.« Claus will ihr nach, doch schon beim ersten Schritt gerät er ins Straucheln, denn einer der flachen Staubsaugroboter kommt ihm in die Quere. Selbst vor der Bar mit ihren dicht stehenden Plexiglashockern machen die Kriecher nicht halt. Etwas angesäuert versetzt Claus der Scheibe einen Tritt zwischen die Absturzsensoren.

»Kann man nicht mal eine sinnbildliche Anzeige aufgeben?«, ruft er. »Ist das ein Verbrechen?«

Keine Antwort, auch recht. Entgegen seiner Gewohnheit genehmigt er sich heute schon vor dem Essen einen Scotch. Die meisten Kollegen am Potsdamer Center für ästhetische Chirurgie sind gestandene Trinker; verglichen mit ihnen ist Claus abstinenter – auch in Bezug auf die anderen branchenüblichen Laster. Viele der Halbgötter in Weiß legen ihre silikongepolsterten Patientinnen flach. Sozusagen als Liebesbeweis. Andere koksen rund um Uhr, »trippen« selbst im OP, während sie schnippeln.

Claus dagegen hält seine Laster für ziemlich erschöpft. Was hat er nicht alles versucht, der Lebensüberdruß war geblieben. Sogar Einladungen eines besseren Swinger-Clubs, in dem angeblich nur abgeblitzte DSDS-Modelle verkehren, schlägt er inzwischen aus. Das Bereisen sämtlicher Sümpfe – wie die alten Ägypter die Kurzweil der Hurerei nannten –, dieses ganze peinliche Körpergesudel scheint sich aus seiner Sicht nicht zu lohnen.

»Hast du eben sinnbildlich gesagt?« Sie kommt in diesem Moment aus der Küche geschossen, und Claus betrachtet seine Frau voller Zuneigung: Der goldgelbe Kaftan – ihr liebstes Hauskleid –, der Muschelschmuck und das in Naturtönen gehaltene Make-up kaschieren einen messerscharfen Intellekt, dessen Existenz sie die meiste Zeit zu leugnen versteht.

»Was bitte soll an der Chiffre ›Müller-Dodt Sklavin‹ sinnbildlich sein?« Im Vorbeigehen streicht sie ihm mit der Hand über den Kopf, nicht zärtlich, sondern um einen besonders abstehenden Wirbel zu plätten.

»Dann nennen wir es mal eine provokante Petitesse zu meinem selbstgefälligen Amusement! Du kennst mich doch, Evi!«, ruft er ihr nach. »Mit mir soll dir nie langweilig werden.«

»Du verstehst gar nichts.« Diesmal scheint ihre Stimme aus einem der begehbaren Kleiderschränke zu kommen. »Was wir suchen, ist eine atypische Raumpflegerin, also eine, die auch mal hier und da *aushilft!*«

»Raumpflegerin – wie das klingt ...« Claus schlendert zu einer Konsole in der Mitte der Halle, in der sich das Entertainment-Center verbirgt. Das recht selbstständige Ding saugt täglich Musik aus dem Netz, wobei es sich an den früheren Kaufaktionen der Müller-Dodts orientiert. Um sämtliche Möglichkeiten auszuschöpfen, braucht man allerdings einen sogenannten Technology-Butler, wie er bereits in den besseren Dubai-Hotels zum Inventar großherrschaftlicher Suiten gehört.

»Sklavin ist gut«, sinniert Claus noch immer laut vor sich hin, »lässt sich leicht merken und wird von jeder Putztante, die Arbeit sucht, als emotional plausibel empfunden.«

Zwei kalte Hände legen sich von hinten um seinen Hals.

»Putztante heißt es schon gar nicht!«

»Die Begrifflichkeiten des Arbeitsmarkts sind mir ehrlich gesagt schnurz.« Claus entzieht sich Evelyns angedeutetem Würgegriff. »Warum nicht gleich Diplom-Staubsauge-Fachkraft? Keinen Mindestlohn zahlen, aber die Leute mit einem pseudo-akademischen Titel abspeisen. Tut mir leid, ich habe die neoliberale Schönrede satt.« Passend zum lasziven Pulsen eines wummernden Dub-Blendlichts, entledigt er sich erst seines Jacketts, dann der restlichen Kleider. »Nein, Evi, ich stehe zu meiner Anzeige: Sklavin gesucht, sogar dringend! Lässt das nicht auf Esprit und Ehrlichkeit schließen?« Während er sich auf der Stelle einmal um sich selbst dreht, betupfen die kristallinen Tropfen

des Lüsters seine mageren Schultern mit Miniaturregenbogen.
»Außerdem suchen wir keine normale Staubfee, sondern eine zweite Mariola – ein robustes Mädchen für alles.«

Nackt versucht er, sie an sich zu ziehen, doch sie wehrt ihn mit Leichtigkeit ab. Seine Hände sind ihr nie geheuer gewesen – zart und feingliederig wie die einer Frau, dezent beringt und schmal zulaufend, die Nägel makellos manikürt, doch verfärbt von gelber Desinfektionsflüssigkeit.

»Was ist los?« Er streicht ihr die Haare aus dem Gesicht und verpasst ihr spontan einen Nasenkuss nach Eskimo-Art. »Hör mal«, flüstert er, »ist dir schon mal aufgefallen, dass sich unser Liebesleben schon geraume Zeit nur noch auf Fingerhakeln und Nasenbeißen beschränkt? Wann haben wir das letzte Mal so richtig artistisch gevögelt?« Und als sie nicht antwortet: »Na schön, Liebling, wie war dein Tag?«

»Grauensvoll.« Es kommt wie aus der Pistole geschossen, vielleicht hat sie schon die ganze Zeit auf die Frage gewartet. »Zwei Zwangsversteigerungen, eine davon im Oderbruch ...« Sie zieht die Unterlippe so weit wie möglich nach unten. »Als ich eintraf, hieß es, meine Mandantin habe sich gerade vergiftet. Sie saß vor ihrem baufälligen Ziegelsteinhaus und spuckte Blut. Ich kipp ins Kraut, hat sie ein paarmal gesagt, ich kipp ins Kraut. Als der Notarzt kam, war sie schon tot. Ein Beamter meinte noch, der Einhaltung der gesetzlichen Räumungsfrist stünde nun nichts mehr im Wege.«

»Warum gehst du nicht endlich duschen?«, lenkt Claus nonchalant ab.

»Und wer kümmert sich um das Essen?«

»So schwierig ist das nicht, ein Fertiggericht aufzutischen.«

Sie versucht ein Lächeln; er kann es an den Fältchen sehen, die um ihre Augen aufspringen. »Der Reis zum Beispiel ...«

»... braucht nur halb so lang wie die Garnelen. Also nehme ich ihn nach dem ersten Klingeling raus und halte ihn warm.«

»Manchmal bist du ein Schatz«, sagt sie und verschwindet.

Genau das ist er nicht, und wird es nie sein. Er ist ein Kontrollfreak, der durch geschicktes Nachgeben und vorgetäuschte Kompromissbereitschaft ihr Leben beherrscht. »Und keine Eile! Lass dir Zeit!« Nackt geht er in die Küche und setzt sich vor die dem Südfenster gegenüber gelegene, gold angestrichene Wand. Es ist sein zweiter Stammplatz im Haus – gleich neben dem Müllschlucker und dem feudalen Küchenwerkschrank, der den Charme einer flächenbündigen Streckbank verströmt. Claus hätte sich eigentlich eine wärmere Küche gewünscht, ein Stück Land-schlossromantik, traditionell und lässig, doch Evelyn setzte ihren unterkühlten »Butcherlook« durch. (»Ist mir alles zu bunt, ich steh mehr auf leere Garagen.«)

Nur diese eine Wand hat sie ihm überlassen und er hat aus ihr ein Totem gemacht, ein goldenes Vlies. Hier sortiert er am Wochenende die eingetrudelten Rechnungen nach ihrer Dringlichkeitsstufe: Kleine Beträge wie Knöllchen zahlt er immer sofort, größere Forderungen und dreiste Mahnungen schiebt er dagegen auf die ganz lange Bank. Letztere gemahnen ihn ohnehin nicht an das Begleichen von Schulden, sondern an Elektroschocks, wie sie Versuchstieren verabreicht werden, damit sie niemals vergessen, dass sie sich innerhalb eines Käfigs befinden. Doch nicht er braucht die Bedingungen dieses Käfigs, sondern die Bedingungen brauchen ihn, um sich voll zu entfalten, und deshalb tut er den Mahnern im Grunde genommen einen Gefallen, wenn er bockt. Bekanntlich kommt ja jede Mahnung verteuert zurück. Dennoch sorgt das Vorsicherschieben für einen Aufschub und den kann einer wie Claus immer gebrauchen.

Eher zufällig bemerkt er einen klebrigen Zellophanstreifen an der Klappe des Abwurfschachts.

Sie hat sich wieder die Beine in der Küche gewachst, denkt er, zieht den Streifen ab und beginnt die Haare zu zählen, es sind dreizehn, manche fast durchsichtig, andere drahtig und glänzend. Die mit den fetteren Wurzeln erinnern ihn stets an Fliegenbeine oder Gewürm. Evelyn hätte dagegen vom »Restfell des Affenmenschen« gesprochen, ein Phänomen, das sich auf Claus'

OP-Tisch eigentlich nur noch am Laufwerk von schambäri- gen und bessergestellten Alt-68er-Omis manifestiert. Entgegen der landläufigen Meinung von Therapeuten, dass Beziehungen immer an Kleinigkeiten zerbrechen, sieht Claus in dem Klebe- streifen einen Beweis, dass Evelyns Neurosen mit den seinen wundervoll harmonieren. Warum auch sonst hätte sie einem pingeligen, hyperästhetisch veranlagten Schönheitschirurgen das Ja-Wort gegeben?

Nach der Entsorgung des Streifens riskiert er beiläufig einen Blick in den Kühlschrank: Fahles Licht beleuchtet einen Stapel mikrowellenfester Kunststoff-Terrinen. Die offene Dose Kaviar, die er ebenfalls sieht, ist an den Rändern verschimmelt. Herrgott, so geht es nun wirklich nicht weiter, denkt er. Mariola, du heilige Haushälterin, warum hast du mich nur verlassen? Er hatte sie schon zur Familie gezählt, sie ins Herz geschlossen, *gepempert* – mehr noch als die Reptilien im Keller. Warum sonst hätte er ihr einen Sprachkurs bezahlt und die Anliegerwohnung gratis zu Verfügung gestellt? Selbst die verkratzte Edelstahl- pfanne hatte er ihr verziehen und nie wieder davon gesprochen.

Vor Frust schiebt er sich eine Fingerspitze Triple-Zero-Beluga in den Mund. Das bisschen Edelfäule kann einem Menschen nicht schaden. Ein Wiener Taxler hatte ihm die Fischmarmelade nach einem Chirurgenkongress aufgeschwatzt, zum Freundschafts- preis, wie er meinte, sogar mit Nachlass. Und Claus konnte es wie gewöhnlich nicht lassen, nach solchen Gelegenheiten zu schnappen.

Ein Geräusch wie von einer Registrierkasse reißt ihn aus sei- nen Gedanken. Mikrowellen-Dinner, *yummi!* Claus hebt den Reisbehälter von der Drehglasscheibe und stellt ihn auf die holz- verschalte Anrichte. Dann reaktiviert er den Timer und setzt sich wieder auf seinen Platz. Sein rechter Fuß beginnt automa- tisch zu wippen.

Nein, Evi, so geht es nicht weiter ...

Fairerweise muss er zugeben, sie hat ihn immer gewarnt: »Eine Topfguckerin bin ich nicht.«

Sie ernährt sich hauptsächlich von smarten Zwischenmahlzeiten – getrockneten Apfelingern und Reiscrackern. Auch eine Yogi-Brause namens »Personal Radical Shield«, ein Pulver, das sie angeblich vor Elektrosmog und »bösen Gedanken« beschützt, spielt eine nicht zu unterschätzende Rolle in ihrer Dauerdiät, die sie natürlich nicht als solche empfindet. Sie lebt gesund, er von Fertiggerichten. Gut, es sind auch schon Klettenwurzeln und frische Erbsenpastete auf seinem Teller gelandet, doch wenn es stimmt, dass Liebe durch den Magen geht, dann ist die ihre jetzt auf dem Prüfstand gelandet.

Evi, Evi ... Das Geheimnis einer glücklichen Ehe liegt irgendwo zwischen *Soulmating* und Plethora, wobei der Blutandrang, um den es geht, vor allem im Gehirn stattfinden sollte und die Paarung der Seelen nicht auf Assimilation hinauslaufen darf. So gesehen führen Claus und Evelyn tatsächlich eine vorbildliche Ehe.

Er hatte sie in den Semesterferien am Strand von Goa kennengelernt, am selben Tag, an dem er seine Mutter besuchte, die dort seit den achtziger Jahren in einer Strandhütte hauste. Altes Hippie-Chick, kaputte Zähne, Hepatitis. Trotz des Knotengartens in ihrer Brust rauchte »die Dörthe« noch immer täglich zwei bis drei Bongs. Sie war *fuckin' crazy*, kaum mehr ansprechbar, nannte sich »fünffach erwacht«, was immer das hieß. Dennoch hatte Evi gewisse Ähnlichkeiten mit ihr, selbst wenn sie Drogen nur mit Maß und Ziel konsumierte. Vielleicht waren es Dörthes lebensreformerischen Anwandlungen, die laxen Art, wie sie immer und überall mit defekten Geräten improvisierte, oder der unerschütterliche Glaube, alle Probleme, die der Alltag so bringt, würden sich auf natürliche Weise lösen. Selbst das kleine Recycling-Tattoo auf Evelyns rechter Schulter erinnerte Claus oft daran, dass seine Frau einmal eine *andere* war. Damals in Goa hatte sie jedenfalls noch keine Gesetzbücher gewälzt, sondern magische Symbole in den nassen Sand gezeichnet, die ihm allerdings wie Gaunerzinken erschienen (quasi als Vorzei-

chen ihres beruflichen Elends). Nach einer Banghra-Party hatten sie sich spontan gegenseitig mit DayGlo-Farben bemalt und an einer abgelegenen Stelle mitten in der Brandung geliebt. Evelyns Brautkleid war die türkisblaue See, in der es erstaunlicherweise nichts Fischiges gab. Sie liebte ihn, Claus – nicht die möglichen Kinder. Auch nach der Hochzeit hatten sie beide nie mit dem Gedanken gespielt sich zu vermehren, dazu waren sie – ihrer Meinung nach – »einfach zu intelligent«. Ein klassisches Family-Life hätten sie als Eingriff in ihr Privatleben empfunden. Inzwischen blickten sie nicht in den Tümpel der ehelichen Enttäuschung hinein, sondern auf ganze sieben, weniger glückliche als geglückte Jahre zurück. Die fleischlichen Aspekte ihrer Beziehung waren ebenso schnell zugunsten eines quasi-spirituellen Erwachens verblasst. Ohne in schaler Kameradschaft zu leben, hatten sie das klebrige Gehäuse der Triebe gesprengt. Liebevoller Zwiegespräche und Verniedlichungen bestimmten seitdem ihre gemeinsamen Stunden, die Möglichkeiten des Lebens entsprachen dabei ihren Wünschen bis ins Detail. Feste Gewohnheiten hatten sich ihnen nicht übergestreift, und doch sorgten ihre fein aufeinander abgestimmten WahrnehmungsfILTER für die Kontinuität einer gemeinsamen Psychologie. Das Genießen – das lockere Bummeln und Auswählen erlesener Waren – machte ihnen immer mehr Freude, ein ihnen gemäßer Zustand dauerhaften Komforts. Nur deshalb hatten sie promoviert, sie wollten sich die Welt anpassen können, so passgenau, als wäre alles für sie gemacht. Das nötige Geld brachten sie heim und gaben es mit ebenso schöner Regelmäßigkeit aus. So glichen sie auf tragikomische Weise zwei Kindern, die sich verlaufen hatten, ohne je losgegangen zu sein, einerseits hoch begabt, doch von den geringsten Anforderungen des Alltags überfordert. Das sachlich-kühle Privatschloss in Grunewald erschien ihnen daher bestens geeignet, die Abgeschlossenheit, die sie beide so liebten, miteinander zu teilen. Nachrichten, vor allem solche aus den Nachtregionen des Elends, interessierten sie nicht. Ein von der Regierung »vergifteter Informations-Pool« – mehr

konnten sie nicht darin sehen. Das von wohlmeinenden Faktenverdrehern verantwortete Total-Defizit in der Wahrnehmung des allgemeinen gesellschaftlichen Verfalls arbeitete mit der Präzision einer gut geölkten Maschine. Noch ekliger empfanden sie nur das freche Medien-Geschmeiß, das in Talkshows so tat, als ob es mit auf der Regierungsbank säße. Als hätte sich dieses Pack je um etwas anderes geschert als um den eigenen Bauch. Weder Evelyn noch Claus brauchten diese Art von scheinakretem Beschub, schon gar nicht die Bespiegelungen einer offensichtlich doppelböckigen Welt, in denen die Wirtschaft sich zum Schicksal der Menschen aufspielte. Ihr schmuckes Wohnschiff im Grünen war ihnen Welt-Ersatz und Freiraum genug. Dessen Grenze zur Außenwelt war indes nicht mehr ganz so undurchlässig wie früher, vielleicht war das der Grund, warum Claus' rechter Fuß immerzu wippte. An der Potsdamer Klinik, wo er tagsüber mit einer Hohnadel in »Fettschürzen und unshönen Ringen« herumstocherte, hatte es zwischenzeitlich schon mehrere Palast-Revolten gegeben. Von oben, versteht sich. Nach einem heftigen Tiefschlag ins Kontor hatte die Kommanditgesellschaft, der die Klinik gehörte, sofort versucht, die Hälfte aller Kollegen, vor allem »sekundäre Nasenchirurgen und Mittelgesichtslifter«, zu »liquidieren«. Auch Claus hätten sie damals am liebsten geschasst, stattdessen musste seine Urlaubsvertretung, eine positiv denkende und frisch approbierte Emanze, dran glauben.

Doch abgesehen von diesen Streifschüssen der Wirklichkeit, oszillierte das Leben der Müller-Dodts zwischen der uneingeschränkten Bejahung ihrer privilegierten Existenz und den üblichen, hausgemachten Problemchen.

»Um noch einmal auf diese unsägliche Anzeige zu sprechen zu kommen ...«

Sie sitzen inzwischen auf der Terrasse und genießen in der Realabstraktion eines romantischen Candlelight-Dinners das warme, spinnfädige Licht der untergehenden Sonne. Das Klirren

des Bestecks auf den Tellern erscheint Evelyn für einen Moment wie das Duett zweier mechanischer Vögel, die *sie selbst* sind.

»Was wir brauchen, ist eine integre Person, kein *robustes Mädchen*. Was soll das überhaupt sein?«

»Ganz gleich, wie du sie nennst«, erwidert Claus. »Sie muss in der Lage sein, den Haushalt zu schmeißen.«

»Bei Bedarf.«

»Wir haben immer Bedarf.« Claus wischt sich mit dem Handrücken über den Mund. Trotz seiner vielen snobistischen Anwandlungen – wozu auch ein weißer, seidener Choker gehört – wirkt Claus nie weibisch. Lässig schenkt er Evelyn nach. Es ist »der gute Eiswein«, von dem er kürzlich im Piemont, im Rahmen einer Degustationsreise der Bezirksärztekammer, zehn Kisten zu einem Spottpreis ersteigert hat. Er lässt sich, wie gesagt, kein Schnäppchen entgehen – selbst wenn der Wein nicht sonderlich schmeckt.

»Sieh dir nur an, wie das Grundstück verwildert. Mariola hat die Hecke jeden Freitag getrimmt und die Auffahrt gefegt. Und sie hat uns bekocht. Zum Wochenmarkt ist sie gefahren, um frisches Gemüse zu holen.«

»Soll das ein Vorwurf sein?«

»Wenn du dir den Schuh anziehen willst.« Ein Lächeln lindert den sarkastischen Unterton in seiner Stimme. »Tut mir leid, wir wissen doch beide, du stehst mit dem Haushalt auf Kriegsfuß.«

»Frechheit!« Der Eiswein rinnt schwer und kalt durch Evelyns Kehle.

»Nein, Wahrheit«, sagt Claus. »Ich habe dich jedenfalls noch nie an der Waschmaschine gesehen.«

»Weil ich arbeite, Schatz.« Evelyn streift ihre Fledermausärmel zurück, entzündet eine Zigarette und beobachtet amüsiert die Zeichen der Irritation, die sich auf seinem Gesicht abzeichnen.

»Oh, nicht *die* Ausrede«, sagt er. Eine Ausrede ist ihre Äußerung eigentlich nicht, eher der Dauervorwurf einer anspruchsvollen Frau, die permanent unter Überforderung leidet.

»Weißt du überhaupt, was ein Waschprogramm ist?« Claus scheint sich zu einer abgeschmackten Laudatio auf die verschwundene Perle aufschwingen zu wollen. »Gute, alte Mariola ... Verdammt, was konnte die waschen! Selbst die ... na, du weißt schon ... Bremsspuren in meinen Calvin-Kleinslips ...«

»Wie appetitlich.« Sie verbucht den Satz unter der Sorte Schamlosigkeit, wie sie sich in jede Ehe nach geraumer Zeit einschleicht. »Anyway«, erwidert Claus leicht von oben herab, »Mariola hat wahre Wunder vollbracht ... und das bei nur dreißig Grad. Und bügeln konnte sie – Gloria in excelsis Deo! Wenn ich nur an meine Bundfaltenhosen denke ...« Er sieht kurz auf, denn die Windlichter auf dem Verandageländer beginnen, unruhig zu flackern. »Sie hat sich auch um die Reptilien gekümmert. Selbst das Terrarium der Sandvipern hat sie von innen geputzt. Sie war auch ein Putz-Engel, diese Frau.« Das wehmütige Seufzen, das Evelyn zu hören bekommt, ist echt. »Was ist bloß passiert? Mal ehrlich, Evi, hattet ihr Streit?«

Evelyn ignoriert die Frage, aber er legt noch einmal nach.

»Wollte sie vielleicht mehr Geld? Ich habe mich eh gewundert, dass sie nie nach mehr Geld gefragt hat.«

»Wir haben sie verköstigt!«, explodiert Evelyn. »Und sie hatte die Anliegerwohnung für sich!«

»Das ersetzt kein ordentliches Gehalt. Vielleicht hättest du ihr mal was zustecken sollen, dann wäre sie nicht von heute auf morgen getürmt.«

Evelyn richtet sich auf. »Ich habe Mariola wie meine Tochter behandelt. Verwöhnt habe ich sie, dieses Aas!«

»Ach was.«

»Natürlich hab ich das! Sonst hätte ich ihr sicher nicht noch zweihundert Euro geliehen!« Sie hat den Satz fast geschrien, was nicht weiter tragisch ist, denn die nächste Villa liegt einen halben Kilometer entfernt. Das Ligustermonster schluckt ohnehin jedes Geräusch.

»Du hast ihr Geld geliehen?« Claus stößt einen Laut aus – es erinnert an ein zischendes Teekesselpfeifen. »So verdirbt man die kleinen Leute.«

Er steht auf und schichtet das gebrauchte Geschirr auf den bereitgestellten Servierwagen. Schon lange hat er sich nicht mehr so nützlich gemacht.

»Ich werde sie trotzdem vermissen«, fügt er schmunzelnd hin. »Falls ich die nächste Zeit überlebe.«

»Das wirst du.« Während das Anwesen in dem hereinbrechenden Dunkel versinkt, raucht Evelyn ihre Zigarette zu Ende. »Diese staubsaugenden Blechbüchsen sind doch sicher für irgendwas gut. Kamen die nicht auf tausend Euro das Stück?«

»Sie bleiben eine Übergangslösung«, wiegelt Claus ab. »Solange die Dinger nicht waschen und kochen können, sind sie keine Alternative zur menschlichen *Wetware*.« Er grient, so wie er gewöhnlich nur grient, wenn er vom Absaugen von »Reithosen« oder »Schwimmgürteln« spricht. »Der Terminus *Wetware* geht auf unseren Chefarzt zurück. Früher pflegte Roger so operativ durchfeuchtete Frauen von verschwitztem Gammelfleisch zu unterscheiden ...«

»Es interessiert mich nicht wirklich«, würgt ihn Evelyn ab.

Gespräche mit Claus sind allzu oft wie eine Reise zu Schiff: Sie entfernen sich unmerklich vom sicheren Festland, und wenn es ihr reicht, wenn sich ihr der Magen umdreht, dann sind sie schon zu weit draußen auf offener See und an eine Umkehr ist nicht mehr zu denken.

II.

»Jetzt mach's nicht so spannend!« Eine gute Dreiviertelstunde ist vergangen, die Sicherheitslichter tauchen die Gitter der Einfahrt in ein unwirkliches Licht. Während Evelyn die Küche aufräumt, hat Claus die Reptilien im Keller versorgt. Wie immer wurde auch eine Runde mit Billy-Boy, dem Mississippi-Alligator, gespielt. Der hat inzwischen die Größe erreicht, die aus einem »Tierchen mit Biss« ein Sicherheitsrisiko macht, doch statt Billy in irgendeinem Zoo abzugeben, hat Claus vor kurzem eine Mauer aus Glasbausteinen um das Wasserbecken hochziehen lassen. Ein Gitter auf der Mauerkrone verhindert, dass der Alligator nachts auf Beutezug geht. Trotzdem schließt Claus die Kellertür immer hinter sich ab.

Die Pfeifmelodie aus *Kill Bill* auf den Lippen, lümmelt er sich auf der Chaiselonge. Die junge Boa auf seinem Arm erinnert von weitem an einen lebenden Schal. Vielleicht hat sie ihn auf der Kellertreppe zärtlich gewürgt oder er hat heimlich getrunken, seine Wangen scheinen jedenfalls verhalten zu glühen.

»Evi, hörst du mir eigentlich zu? Wie viele Bewerber sind übrig geblieben?«

Sie liegt unter dem großen Plasmabildschirm, das Weinglas lose zwischen den Fingern, die Augen auf die tonlosen, aber gestochen scharfen Bilder geheftet.

»Zwei«, antwortet sie mit ein paar Sekunden Verspätung.

Es klingt einsilbig, und Claus zieht das argwöhnische Gesicht, das er immer zieht, wenn sie ihn aus irgendeinem unerfindlichen Grund hinhält. »Nur zwei? Was ist mit dem Rest?«

»Lass es mich so sagen, Schatz ...« Sie zieht die Beine an, rollt ihren Hintern vom Polster und trippelt dann zur Garderobe

im Flur, wo sie normalerweise ihre Taschen abwirft. »Deine sinnbildliche Anzeige hatte ganz offensichtlich etwas Zweideutiges.«

»Inwiefern?«, ruft Claus. Den Geräuschen nach wühlt sie in den Schnellheftern, die sie jeden Abend anschleppt.

»Hör dir das an«, verkündet sie, eine Kladde mit sauber abgehefteten Briefen vor sich her tragend. »Erziehungsbedürftiger Haussklave würde mit Freude die ausgelobte Stellung antreten. Bin jederzeit abkömmlich und als Fußabtreter und WC zu gebrauchen.« Sie hält kurz inne. »Beruflich war dieser Bewerber übrigens Anlageberater der Hypo-Real.«

»Ein kleiner Lehman-Brother?« Claus verzieht das Gesicht. »Ich hoffe, du hast ihn zum Teufel gejagt.«

»Ich habe alle *Pfui*anz-Kretins aussortiert und alle Asylanten aus irgendwelchen Krisengebieten und alle Langzeitarbeitslosen. Und auch alleinerziehende Mütter aus sozial schwachen Randgebieten der Stadt. Was übrig blieb, war ...«

»Ja, ja, schon gut.« Claus streift die kalten Ringe der Boa von seinem Arm, öffnet wie geistesabwesend die Schublade des Beistelltisches und schiebt die sich versteifende Schlange hinein. »Lass mal sehen.« Er schnappt sich die Briefe und beginnt in Winde-seile zu blättern: »Devoter Reisender entbietet untertänigste Grüße ... Schwanzzofe, 43, schon etwas kahl, hofft auf strenge Herrin ... Ha, wie krank ist denn das?« Er blättert weiter. Dabei murmelt er gelegentlich vor sich hin. »Ah, endlich mal eine Frau: Versierte Nacktputzerin, Ex-Swissair-Saftschubse, sauber, ästhetisch rasiert, nimmt jede perverse Herausforderung an ... Oh, mein Gott.« Sichtlich geknickt legt er die Briefsammlung zurück auf den Tisch. »Die haben die Anzeige wörtlich genommen!«

»Nur die devoten Naturen.«

»Mein armer Liebling, hätte ich das gewusst.« Er versucht sie erneut in seine Arme zu ziehen.

»Schon gut.« Evelyn macht sich los. Auch das Schlagen und Verarzten von kleinen, seelischen Wunden funktioniert in ihrer

Ehe noch immer perfekt. »In Zukunft gebrauch einfach mal deinen Grips.«

Claus legt den Stapel Bewerbungen zurück auf den Tisch.

»Tja, ein Hohnnadelstecher im zweiten Glied einer mittelprächtigen Fleischerei ist nun mal kein Einstein. Vielleicht hatte er auch nur vergessen, wie humorfrei seine Mitmenschen sind.« Sein Blick bleibt an zwei losen, durch Klarsichtfolien schimmernden Schriftstücken hängen. »Und die zwei Auserwählten sind ...«

»... eine russische Studentin und ein promovierter Altphilologe.«

»Reizende Kombination. Und du bist sicher?«

»Nein, bin ich nicht, aber die beiden machten am Telefon einen – wie soll ich sagen – normalen Eindruck.« Selten hat Evelyns Stimme so emotionslos geklungen. »Immerhin interessierten sie sich mehr für Küchengeräte und weniger für Peitschen und Ketten.«

Claus schluckt. »Auch für Reptilien?«

»Um ehrlich zu sein ...« Evelyn lässt ihn ein bisschen zappeln. »Ich habe nur gesagt, dass du unter einer Stauballergie leidest. Und dass du dich, als Schönheitschirurg, voll und ganz der Ästhetik verschrieben hast.«

»Klingt nach Grabinschrift«, sagt Claus.

»Vielleicht hätte Schlangentick und Hypochondrie mehr der Wahrheit entsprochen.«

»Ach, wen interessiert schon die bittere Wahrheit ...«

Claus' Gesicht will sich gerade in eine heroische Maske verwandeln, als das Fauchen eines Alligators ertönt.

»Was um Himmels willen war das?«

»Der neue Türklingelton!« Claus weist mit einem Blick auf die Deckenlautsprecher. »Die Lautstärke muss ich noch anpassen.« Erst gestern hat er den Digi-Funny-Animal-Sound in die vandalsichere Klingel am Heckentor der Einfahrt geladen. Evelyns Protest übergeht er mit einem schelmischen Lachen. »Wer kann das sein?«

»Die Studentin natürlich.« Evelyn löst sich abrupt aus seiner Umarmung.

»Welche Studentin?« Claus sieht Evelyn mit echter Ratlosigkeit an. Es muss daran liegen, dass er seit Tagen schlecht schläft und infolgedessen eine Menge lose in der Hirnrinde umherdriftender und falsch gefalteter Beta-Amyloidpeptide seine Auffassungsgabe blockieren, aber was er jetzt spürt, grenzt an Amnesie. »O nein!« Der Groschen ist endlich gefallen: »Heißt das, du hast sie für heute Abend herbestellt?«

»Alle beide. Dann kannst du ihnen selbst erklären, was in unserem Keller haust und einmal die Woche zwei Hühnchen und ein halbes Ferkel verdrückt«, fügt sie spöttisch hinzu.

»Lass bitte den guten Billy-Boy aus dem Spiel«, protestiert Claus. »Einigen wir uns einfach darauf: Der Kandidat, der uns nicht gefällt, wird verfüttert.«

Die Studentin ist ungemein pünktlich. Durch einen Spalt der herabgelassenen Jalousien beobachtet Claus, wie die kleine, drahtige Figur schnurstracks auf das Haus zumarschiert.

Teenage Hardbody, schießt es ihm durch den Kopf. Das Manko an Kalorien in der Pubertät tut den kleinen Osteuropäerinnen immer noch gut.

Aus der Nähe betrachtet ist sie nicht ganz so drahtig, eher wohlproportioniert. Im ersten Moment hat Claus die riesige Schulertasche für einen Buckel gehalten; jetzt freut es ihn, ein klares Prada-Mode-Verbrechen zu sehen. Das kurze Sommerkleid verbirgt nicht allzu viel, selbst ihre Brustwarzen zeichnen sich ab. Merkwürdig, wie weiß sie ist, denkt Claus, eine Bleiche ist das, wie sie sich bei den meisten weißen Frauen nur noch an den Tan-Linien des Intimbereichs findet. Eine Kandidatin für Anal-Bleaching ist sie schon mal nicht, denkt er bei sich, eher der feuchte Traum eines Nasenchirurgen. Schwer zu sagen, wo man bei so einer Gesichtsklippe den Meißel zuerst ansetzen würde. Am Höcker vielleicht? Das Teil wirkt vielleicht noch größer, da es sich in Gesellschaft von zwei abraasierten

und durch Striche ersetzten Brauen befindet, die den Rundaugen des Mädchens einen dauerschreckhaft geweiteten Ausdruck verleiht.

Horror-Püppchen, denkt Claus. Selbst die sittsam zu Schnecken gerollten, strohblonden Zöpfe passen ins Bild.

»Rrrromaschkina. Der Name ist Romaschkina. Svetlana Wajigura Alina.« Bevor Evelyn auch nur Hallo sagen kann, hat sie sich der Dame des Hauses mit einem deutlichen Knicks vorgestellt. Und mit einem demonstrativ unterwürfigen Blick an Claus: »Sagen Sie einfach Lana zu mir.«

»Müller-Dodt. Doktor Claus Müller-Dodt.« Er ergreift ihre kühle Hand und schüttelt sie sanft. »Eigentlich Claus Gordian, aber meine Freunde nennen mich Claus.«

Sie nickt. »Ich werde Sie ›Herr‹ nennen.«

»Das ist aber ... nett.«

Evelyn räuspert sich. »Möchten Sie etwas trinken, Lana?«

»Cola, bitte.« Ohne dass es einer Aufforderung bedurft hätte, entledigt sie sich ihrer Sandalen, genauer gesagt, sie steigt von ihren Podesten aus Kork. Dann, als ob sie sich bereits wie zu Hause fühle, steuert sie schnurstracks auf die Sitzgruppe im Wohnzimmer zu. Sie nimmt nicht Platz, sondern beugt sich neugierig über einen der runden Robo-Staubsauger.

»Das Ding beißt hoffentlich nicht?«

»Aber nein.« Claus schiebt die Maschine mit dem Fuß behutsam zur Seite. Den Elfmeter spart er sich für ein andermal auf. »Nur drauftreten sollte man nicht.«

»Mein Mann spricht aus Erfahrung«, ruft Evelyn aus der Küche. »Cola sagten Sie? So etwas haben wir leider gar nicht im Haus. Überhaupt keine Softdrinks. Wie wär's mit einem Bergkräutertee? Der ist gesünder und gut für die schlanke Linie.«

»Hab schon Untergewicht. Aber gut.«

Claus macht eine verhaltene Handbewegung, die man durchaus als Aufforderung verstehen kann, sich zu setzen oder abzuliegen – diese große, stellenweise schon blankgewetzte Umhängetasche zum Beispiel. Oder noch besser diesen überflüssigen, mit

Gänseblümchen gemusterten Fummel, der sich jetzt, als sie ihm gegenübersteht, trampolintraff von einem Schenkel zum anderen spannt.

»Ballettbeine«, sagt sie, als hätte sie seinen Blick längst bemerkt. »Kiew, Ballettakademie.«

»Sieht man«, lobt Claus. Tja, Alter mal Fettverteilung gleich Kurven, denkt er. Jeder Schönheitschirurg kennt die amtlichen Zahlen: Männer aus achtzehn Kulturen bevorzugen Frauen, deren Taille um dreißig Prozent schlanker ist als ihre Hüfte. Männer aus achtzehn Kulturen bevorzugen auch handliche, symmetrische Brüste. Und Männer aus achtzehn Kulturen bevorzugen leicht überproportionale Gesäße. In dieser Hinsicht übertrifft die Bewerberin alle Wünsche.

»Kommen Sie, ich zeige Ihnen das Haus«, sagt er. Doch just in diesem Moment kommt Evelyn mit dem Tee. Und Lana setzt sich, ganz vorsichtig, als berühre ihr Hintern gar nicht den Sessel.

»Tja, wo soll ich anfangen, Lana ...« Evelyn beginnt in den weiten Taschen des Kaftans nach ihrer Brille zu suchen. »Sie haben uns eine sehr, sehr – wie soll ich sagen ...«

»... nette ...«, souffliert Claus.

»... und aufschlussreiche Bewerbung geschrieben.«

Die Studentin verzieht das Gesicht, als habe sie sich ihre Saugnapflappen verbrannt.

»Ich würde sogar sagen, Sie können zwischen den Zeilen lesen.«

»Lesen«, echot das Mädchen. »Lesen, ja, kann ich.«

»Zweifellos.« Evelyn setzt sich neben Claus. »Sonst hätten Sie sich sicher nicht auf so eine unmögliche Anzeige gemeldet.«

Lana zeigt keinerlei Regung. »Wieso? War doch deutlich«, sagt sie nur.

»Also, nein.« Evelyn hat sich endlich überwunden, *Brille zu zeigen*. Es ist ein zinnoberrotes Gestell, das ihr ein schwuler Optiker und Duz-Freund von Udo Waltz angedreht hat. »Jemand mit weniger Sinn für ... für Humor ... hätte wahrscheinlich sonst was gedacht.«

»Was gedacht?« Nichts in Lanas maskenhaftem Gesicht lässt darauf schließen, dass sie versucht, Evelyn aus der Reserve zu locken.

»Na ja.« Claus verschränkt seine Hände im Nacken. Er sieht sie dabei an, als könne er kein Wässerchen trüben. »Dass meine Frau und ich – auf SM-Spielchen stehen.«

»Wäre nicht schlimm.«

Claus schafft es, langsam und anerkennend zu nicken. »Sie sind unkonventionell eingestellt, das gefällt mir.« Vielleicht hat er mit diesem Satz vorgehabt, der jungen Frau eine Brücke zu bauen, doch sie wird nur noch stiller. »Ich meine, ich weiß, was sich die Leute über diese Gegend erzählen – eine bürgerliche Hochburg und so, aber das bedeutet nicht, dass wir schon die Pension eingereicht haben. Wir wollen einfach nur unsere Ruhe, verstehen Sie? Wir sind noch in jeder Hinsicht aktiv.« Er steht auf, lacht hohl und stellt sich dann ans Fenster, als ob er frische Luft schnappen wolle. »Sehen Sie diese verwunschene Hecke da draußen?«

»Ligustrum vulgare, winterhart.« Lana verrenkt sich fast den Hals, um an Claus vorbeisehen zu können. »Sehr privat hier.«

»Ja, das kann man sagen«, bestätigt Claus. »Ehrlich gesagt, uns kann es nicht privat genug sein. Was sich auf der anderen Seite der Hecke befindet, braucht uns nicht zu tangieren. Selbst wenn ich auf die Idee kommen sollte, bei offenem Fenster *Guitar Hero* zu spielen, bekäme der Nachbar nichts mit.«

»Heavy Metal«, sagt Lana. »Richtig?«

Claus dreht den Kopf. »Woher wissen Sie das?«

»Weil Sie Koteletten tragen.«

Als Anwältin hat Evelyn gute Ohren für die Zwischen- und Untertöne einer Konversation. Diese Vertraulichkeit geht ihr etwas zu weit.

»Was hat Sie dazu gebracht, sich auf unsere Anzeige zu melden?«, fragt sie schnell.

Lana zuckt die Achseln. »Ich bin Sklavin.«

»Slawin? Ach ja, natürlich.« Evelyn ist sich sicher, sie hat sich eben verhört. »In Ihrem Brief stand, Sie sind in der Ukraine geboren.«

»In Kiew.«

»Aber Sie wohnen hier schon längere Zeit?« Claus plumpst in die Mitte der Couchgarnitur. »In Deutschland, meine ich ...«

»Zehn Jahre.«

»Wo waren Sie vorher beschäftigt?«

»Hier und da.« Lanas Stimme bekommt einen stumpfen, geradezu leblosen Klang. »Angefangen hab ich in einem Hotel an der deutsch-polnischen Grenze. Ich hab die Betten gemacht und mich um die Wellness der Gäste gekümmert.«

»Wie interessant.« Vielleicht hat die Studentin auf einen Gesundheitsreflex spekuliert, doch etwas Frostiges tritt in Evelyns Augen. »Wellness« zählt, neben »Detoxing« und »Anti-Aging«, zu ihren erklärten Reizwörtern. Sie fühlt sich an Kotzpuppen wie Kate Moss und Victoria Beckham erinnert, die ihre Mager sucht und Borniertheit als übermenschliche »Luxese« abfeiern.

»Was genau verstehen Sie unter Wellness?«

»Maniküre, Thalasso, Shiatsu, Reiki ... was Sie wollen, Madame. Meine Spezialität ist Lomi Lomi Nui, eine hawaiianische Ganzkörpermassage.«

Sie beginnt in ihrer Umhängetasche zu wühlen und legt einen bunten, mehrfach gefalteten Prospekt auf den Tisch. Das Wort »Verwöhnhotel« – in heftig ornamentaler Schrift – sticht Evelyn auf Anhieb ins Auge: gestellte Bilder von Hochzeitem, die einmal eine Torte anschneiden, ein andermal in ein schwül beleuchtetes, osmanisches Dampfbad abtauchen.

»Wäre das nicht was für uns?«

Evelyns Blick bringt Claus augenblicklich zum Schweigen. »Schön, Lana, warum sollten wir uns für Sie entscheiden? Wir sind kein Hotel.«

»Weil mein zweiter Vorname Sauberkeit ist.« Der Satz hat etwas Monumentales, und sie lässt ihn so für einen Augenblick stehen. »Wenn ich koche, trage ich Mundschutz und Haarnetz.

Straßenschuhe bleiben draußen, ich gehe auf Strümpfen – oder barfuß. Staub ist sehr schlecht.«

»Da sprechen Sie mir aus der Seele«, hüstelt Claus.

»Wer war Ihr letzter Arbeitgeber?« Evelyn bläst sich eine Locke aus dem Gesicht. »Sie schrieben etwas von einer saudischen Hoheit.«

»Nette Familie«, erwidert Lana. »Fünf Kinder, großes Haus. Vierundzwanzig Zimmer. Der Mann war nie da. Immer unterwegs. Ich habe gekocht, gewaschen, saubergemacht. Und für Madame gab es Wellness.«

Claus – dem Evelyns Neigung zu privaten Kreuzverhören missfällt – hebt die Hand, als wäre die Sache damit geklärt. »Na, wer sagt's denn: Lana ist ein Mädchen für alles – eine klassische Aufwartefrau. Und sie ist sich bewusst, dass Staub etwas sehr, sehr Schädliches ist.« Er hält kurz inne, als habe etwas Wichtiges den Strom seiner Gedanken durchkreuzt. »Sagen Sie, Lana, mögen Sie ... Reptilien?«

»Sehr.«

»Auch Schlangen?«

Sie wirkt zögerlich. »Sie meinen, große Schlangen?«

»Würgeschlangen«, erläutert Claus mit einem lammfrommen Gesicht. Sein Blick wandert zu dem Beistelltisch mit den drei Schubladen. Eine bläuliche, gespaltene Zunge zuckt dort just in diesem Moment aus einem Spalt. »Einige von ihnen sind wahre Schönheiten.«

Vielleicht hat Evelyn befürchtet, er könnte die Schublade aufziehen, denn das, was sie jetzt sagt, kommt wie eine kalte Dusche.

»Lana, nicht dass ich misstrauisch wäre, aber Sie haben doch eine Aufenthaltserlaubnis?«

»Wieso?«

»Also haben Sie eine?«

»Nicht wirklich.« Lana ist die Frage sichtlich unangenehm. »Behörden machen immer nur Ärger. Oder tun so, als wüssten sie nicht ...«

»Als wüssten sie nicht ...?«, hakt Evelyn nach.

Statt gleich zu antworten, winkt Lana nur ab – schlapp, gleichgültig, leicht affektiert. »Es ist hier inzwischen nicht anders als in Kiew. Alle lügen rund um Uhr. Und alle spielen ein doppeltes Spiel. Niemand gibt etwas schriftlich. Vertrauen gegen Vertrauen.«

Evelyn atmet hörbar aus. »Was Sie da eben gesagt haben, klingt nicht besonders vertrauensserweckend.«

»Einspruch, Euer Ehren!« Claus' Hände umklammern den Knöchel des Beines, das er über das andere geschlagen hat, damit sein Fuß endlich aufhört zu wippen. »Lana, ich schulde Ihnen eine Erklärung: Meine Frau ist Juristin, sie hat andauernd unter den krummen Touren ihrer Mitmenschen zu leiden.«

»Das tut mir leid«, sagt Lana.

»Hast du das gehört, Evi? Es tut ihr leid.« Claus genießt es offensichtlich, den Primus inter Pares zu spielen. »Sie sind uns sympathisch, Lana, und das allein zählt. So, und jetzt wird es Zeit für einen kleinen Rundgang durchs Haus.«

Er ignoriert eine schwache Protestgebärde seiner Frau, und Lana ist eh wie der Blitz auf den Beinen.

»Aber nur ein Schnelldurchlauf«, ruft Evelyn aus. Sie muss einfach lauschen, es geht gar nicht anders: Nach jeder sich öffnenden Tür folgt ein kleiner orgasmischer Laut der Studentin ... »Und hier ist das Bad.« ... »*Abhh, so groß!*« ... »Mein Arbeitszimmer.« ... »*Umpf! Umpf! Umpf!*« ... »Und das Schlafzimmer.« ... »Hatte ich Ihnen schon gesagt, Sie können die Anliegerwohnung haben?« ... »*Mhmmmahhh*« ...

Nach einem Blick in die Küche, wo Lana über die »sinnlich modulierten Spannbacken« der Küchenwerkbank, vor allem aber über die »perfekt integrierten Funktionsfugen« laut und rückhaltlos abgestöhnt hat, kehren beide mit leuchtenden Augen zurück.

»Und – alles zu Ihrer Zufriedenheit?«, fragt Evelyn mit eisigem Lächeln. »Keine Beanstandungen?«

»Nein, alles perfekt. Ich bin schon jetzt ein bisschen in Ihre Küche verliebt.«

»Wenn es weiter nichts ist.« Evelyn wirft einen beiläufigen Blick auf die Uhr. »Ach, wie die Zeit verfliegt, es ist schon fast zehn! Lana, ich fürchte, Sie müssen nun gehen, denn wir erwarten noch einen Bewerber.«

Lana macht einen ziemlich kokett wirkenden Knicks. »Ich bin sicher, Sie werden sich richtig entscheiden. Auf Wiedersehen, Madame.«

Es ist der merkwürdige Unterton in Lanas Stimme, der Evelyns Argwohn geweckt hat. Das Mädchen ist kaum aus der Tür, da macht sie sich Luft.

»Wir werden keine Illegale einstellen. Das ist ja wohl klar.«

»Selbst wenn sie die Richtige ist?« Claus steht gedankenverloren auf seinem Beobachtungsposten am Fenster. »Weißt du, wie sie deine Küche genannt hat?«

»Will ich das wissen?«

»Eine kubistische Analyse des menschlichen Stoffwechsels! Sie ist Puristin, genau wie du.«

»Gib dir keine Mühe, ich nehme sie nicht.«

»Aber sie ist genau, was wir brauchen – ein sauberes, sportliches Mädchen mit erstklassigen Referenzen. Und dass sie ehrlich ist, hat sie uns durch die Angaben zu ihrer Situation hinlänglich bewiesen. Wenn du mich fragst, so eine finden wir niemals wieder. Schön, sie hat schlechte Erfahrungen mit den deutschen Behörden gemacht, deshalb arbeitet sie schwarz. Na und?«

»Blödmann.« Evelyn sucht in ihrer Handtasche nach Zigaretten. Es wäre die zweite an diesem Abend und damit eine zu viel. »Dich interessiert doch nur, dass sie Kriechtiere mag.«

»Es ist ein Pluspunkt, das gebe ich zu.«

»Sie ist illegal, Claus! Illegal!«

»Und wenn schon?« Er schlendert zum Beistelltisch und zieht die Schublade auf. »Damit haben wir sie in der Hand. Wenn sie nicht spurt ...«

»Sag mal, spinnst du?« Evelyn hätte ihm am liebsten eine gescheuert, aber die junge Boa, die sich bereits um seinen Unter-

arm windet, hält sie zurück. Vielleicht hat es auch einen anderen Grund.

»Hab ich mich da verhört, oder hat sie vorhin ›Sklavin‹ gesagt?«

»Äh, wie bitte?«

»*Ich – bin – Sklavin.* Das hat sie deutlich gesagt.«

»Stimmt.« Claus schlendert mit der Boa Constrictor Richtung Keller. »Ja, das hat sie tatsächlich gesagt.«

»Und – hast du dafür eine Erklärung?«

Die Boa schnellte in diesem Moment aus kraftvollen Windungen vorwärts und schnappt nach Claus. Es sieht nach Revanche für das vorübergehende Einkerkern aus, aber der Schlangenfrend zieht den Kopf rechtzeitig zurück. »Wahrscheinlich wollte sie auf den Text unserer Anzeige Bezug nehmen«, erwidert er, »auf moderne und adäquate Weise.« Er bemerkt Evelyns Blick, aus dem die schiere Fassungslosigkeit spricht. »Nun komm schon, Evi, warum musst du immer alles verkomplizieren?«

»In jeder Familie muss einer nachdenken, Liebling. Wie es aussieht, bleibt es immer an mir hängen.«

Claus verschwindet wortlos im Keller. Als er wieder auftaucht, lässt er sich neben sie auf den Zweisitzer fallen.

»Nun, lass uns mal vernünftig sein, Evi.« Er tastet nach ihrer Hand. »Du dienst zwar einem blinden Huhn namens Justitia, aber du hast auch zwei Augen im Kopf, oder? Wir leben in einer semi-sozialistischen Post-Demokratie, und es herrscht Ausverkauf, von allem – und ganz besonders von Menschen. Ich verstehe Deutschland schon lange nicht mehr als Staat, sondern als europäisches Unternehmen mit integrierter Freihandelszone ... Wen interessiert da die Nationalität einer Putze?«

»Dich vielleicht nicht, aber es gibt da Gesetze ...«

»Und wir haben das Geld, die zu umspielen. Komm schon, Evi, warum sollten wir auf den Luxus verzichten?«

»Claus, es geht einfach nicht.«

»Natürlich geht es. Es ist wie mit dem ersten Steuerbetrug. Du musst nur wollen.«

Evelyn entzieht ihm abrupt ihre Hand. »Aber ich kann doch nicht so tun, als wüsste ich nicht ...«

»Schatz, diese britische Staatsanwältin, Baroness Patricia Scotland, konnte es auch.« Der Fall ist Claus noch lebhaft in Erinnerung. »Die Lady behauptete einfach, sie hätte die Papiere ihrer illegalen Haushälterin eingesehen, dann jedoch die Kopien verloren. Genau das werden wir auch sagen, sollte sich irgend so ein Amt melden.«

Das Fauchen des Digi-Funny-Animal-Sounds kommt wie gerufen.

»Das ist sicher Herr Bartos.«

»Der Altphilologe?« Claus eilt zum Fenster. »Muss ich den wirklich noch sehen?« Obwohl es schon dunkel ist, leuchtet die mit hellem Kies bestreute Auffahrt wie eine irdische Variante der Milchstraße.

»Ansehen kostet nichts, oder?« Evelyns Stimme hat wieder an Festigkeit gewonnen. »Am Telefon klang er übrigens sehr vornehm, wie ein Butler.«

»Verstehe«, seufzt Claus. »Dir fehlt ein Mann, den du rumkommandieren kannst. Dann mal los.«

III.

*Fast alle Menschen sind Sklaven
aus demselben Grund, den die
Spartaner für die Sklaverei der
Perser angaben: Dass sie nicht
Nein sagen konnten.*

– CHAMFORT

»Mein Name ist Bartos«, sagt der Mann mit dem Gesicht eines Löschblatts. »Im fortgeschrittenen Alter legt man seinen Vornamen ab. Sogar meine Freundin nennt mich so. Einfach nur Bartos ...«

Claus betrachtet den mausgrau gekleideten, sehr förmlich wirkenden Fremden mit einer Mischung aus Reserviertheit und Antipathie. Er hat noch immer Lanas stromlinienförmigen Körper vor Augen, *seine* ganz persönliche Lana, die er in Gedanken schon eingestellt hat. Dieser betuliche Altphilologe und sein Flachgesicht berühren ihn auf eine unangenehme Art. Hängebildern, grauer Knebelbart, fast kahl, kein reizvoller, geschweige denn ästhetischer Anblick. Er scheint auf jene spezielle vertrocknete Weise alterslos, die man eher an Nonnen und Hausmeistern vermutet.

»Herr Bartos«, eröffnet Claus das Gespräch, »ich bin etwas überrascht, Sie zu sehen ...« Er lässt den Satz in der Schwebelage.

»Wieso?« Beidhändig greift Bartos nach der Tasse, die Evelyn ihm eingeschenkt hat. »Zu gütig, gnädige Frau.«

»Frau Müller-Dodt ist mehr als genug.« Evelyn nimmt diesmal nicht auf dem Zweisitzer Platz, sondern am anderen Ende der Couchgarnitur. Sie braucht Abstand zu diesem Menschen;

ein saurer Geruch geht von ihm aus, als habe er seine Kleider schon lange nicht mehr gewechselt. Und noch zwei Dinge fallen ihr auf: die abgekauten Fingernägel und ein steifer Hemdkragen, der in sein Unterkinn schneidet.

»Sie sagten eben, Sie seien überrascht, mich zu sehen?« Bartos schnuppert auffällig an seinem Tee, als wäre er einer Duftnote auf der Spur.

»Ich bin überrascht, dass sich ein *Mann* auf unsere Anzeige meldet. Sie erinnern sich? Wir hatten eine Sklavin gesucht.«

»Oh ... und ich armer Tropf dachte, Sie hätten das – sinnbildlich gemeint.«

Ist es ein Zauberspruch? – Claus' Gesicht hellt sich jedenfalls schlagartig auf. »Hast du das gehört, Evi?«

Evelyn zwingt sich zu einem höflichen Lächeln und faltet die Hände im Schoß. Schließlich wirft sie noch einmal einen Blick in die dreiseitige Vita des Bewerbers. Beeindruckend. Wenn er auch nur die Hälfte der aufgeführten Essays und Bücher publiziert hat, dann ist er, zumindest, was hellenische und römische Literatur anbelangt, eine Autorität. Noch in den frühen neunziger Jahren hat er in Marburg und Tübingen Vorlesungen gehalten. Dass er hier sitzt, scheint wie eine Farce, ein trauriger Abgesang auf eine brillante Karriere.

»Wissen Sie, Herr Bartos, wir suchen eigentlich eine Person, die fest entschlossen ist, sich voll und ganz unserem Haushalt zu widmen. Ich meine, falls Sie nur eine Nebentätigkeit suchen ...«

»Gewiss nicht.« Bartos' unruhige, die Umgebung gleichsam abtastenden Augen wandern hinaus in den nächtlichen Garten. Das Gespenstergrau des Rasens verliert sich im schwarzen Buschwerk der Hecke, deren Krone vom schwachen Licht einer einzelnen, außerhalb des Grundstücks stehenden Straßenlaterne angestrahlt wird. »Ein stattliches Anwesen.« Er zeigt mit der halb erhobenen Tasse zum Fenster.

»Man kommt mit dem Rasenmähen kaum nach«, wehrt Claus vorsorglich ab.

»Aha.« Der Bewerber macht ein Gesicht, als wäre ihm gerade ein Einfall gekommen. »Haben Sie schon einmal daran gedacht, ein Schwimmbad zu bauen?«

»Sie meinen, da draußen?« Claus lacht kurz auf, so kurz, dass Evelyn glaubt, er habe gehicktst.

»Es gehört dazu, gnädiger Herr. Zu einer Elsaesser-Villa.«

»Einer was?«

»Oh ...« Bartos räuspert sich, nicht aus Verlegenheit, sondern eher in der Art eines Redners. »Der Architekt Ihrer Villa war Martin Elsaesser, das steht ganz außer Zweifel. Als Leiter des Frankfurter Hochbauamts war es ihm leider nie vergönnt, aus Gropius' Schatten zu treten, doch immerhin hat er auch für Reemtsma in Hamburg gebaut. *Sinceriter citra pompam*. Redlich und ohne Prunk. Auch dort gibt es einen *reflecting pool*, der das Anwesen von dem öffentlichen Park trennt, wobei ...«

»Herr Bartos ...«, unterbricht Claus den Vortrag. »Lassen Sie uns zur Sache kommen. Meine Frau sagte, Sie hätten studiert ...«

»So ist es. Altphilologie und Philosophie, ganze sechzehn Semester.«

»Und davon kann man leben?«

»Offenbar nicht, wie Sie sehen!« Entweder liebt er es, Salz in die eigenen Wunden zu streuen, oder er ahnt bereits, dass Claus zu den Leuten gehört, die es unwiderstehlich finden, auf Kosten anderer Menschen zu lachen. »Die meisten in meinem Alter sind Opfer der neuen, diskret wirkenden Biopolitik. Wir haben Viertel in dieser Stadt, die Elefantfriedhöfen gleichen.«

»Herr Bartos ...« Claus sucht erneut nach einem Ansatz, »mal Hand aufs Herz: Sie glauben doch selbst nicht, dass Sie in der Lage sind, so einen Haushalt zu schmeißen. Wir reden von dreihundertfünfundsechzig Quadratmetern.«

»Wenn das alles ist.« Bartos schlägt die Beine übereinander. »Das Haus meines früheren Herrn war um einiges größer.« Er schenkt der Wohnhalle einen prüfenden Blick. »Ich mag Ahornzierleisten mit versiegelten Nuten.«

»Hinzu kommt Waschen und Kochen«, fährt Claus ungerührt fort. »Das ist nichts für Sie.«

»Nun, ich hatte gehofft, Lana könnte diesen Teil übernehmen.«

Evelyn, die immer noch die Liste der akademischen Meriten des Bewerbers studiert, hebt langsam den Kopf. »Wie bitte?«

Auch Claus wirkt perplex. »Sie kennen Lana?«

»Aber ja.« Bartos genießt die Verblüffung, die er im Gesicht seines Gegenübers ablesen kann. »Wir sind sehr gut befreundet. Man könnte fast sagen, liiert.« Er lacht wieder – ein spröde klingendes Lachen von fragwürdigem Humor. »Im alten Rom hätte man wohl von einem *contubernium*, also wilden Ehe gesprochen.«

Während Claus aus Verlegenheit nickt, beginnt das Blut in Evelyns Schläfen zu pochen. Der hauchdünne Stoff des Kaftans klebt ihr plötzlich am Körper.

»Und wieso haben Sie sich dann nicht gemeinsam beworben?«

Bartos' Augenbrauen heben sich für eine Zehntelsekunde. »Es erhöht die Chancen, genommen zu werden. Mal fällt die Wahl auf mich, mal auf sie. Tatsache aber ist, dass wir uns als *Package* anbieten, weil wir uns prächtig ergänzen.«

»Verstehe.« Claus' ewig wippender Fuß rastet ein. »Sie bieten sich quasi im Doppelpack an?«

»Genau. Während Lana den Haushalt erledigt, kümmere ich mich um die logistischen und administrativen Aufgaben.«

»Die da wären?«, fragt Evelyn.

»Nun, da ich annehme, dass Sie beide berufstätig sind, würde ich anbieten, dass ich Sie und den gnädigen Herrn morgens zur Arbeit fahre. Danach kümmere ich mich um die Verwaltung des Hauses, eventuell anfallende Reparaturen und Optimierungen des Komforts. Ich werde als Ihr Heimpflegeberater und Privatsekretär fungieren, Sie an Zahnarzttermine erinnern, Opernkarten bestellen oder Verabredungen arrangieren. Selbst die Steuererklärung könnte ich Ihnen abnehmen, es ist ja bald wieder so weit.«

»Ich bin begeistert.« Es ist nicht nur sein gespanntes Verhältnis zum Fiskus, das Claus wiederbelebt. »Nur, was kostet uns dieser Spaß?«

Bartos' Blick schweift hinaus in die Nacht. Die Ligusterhecke ist jetzt nur noch die Ahnung einer dichten, undurchdringlichen Mauer.

»Alles, was wir wollen, ist ein Dach über dem Kopf, freie Kost – und ein Taschengeld. Sie haben doch für das Personal entsprechende Wohngelegenheiten?«

Claus nickt erfreut. »In der Tat. Wir haben eine geräumige Anliegerwohnung. Mit Gartenblick, wie Sie sehen.«

»Wunderbar«, sagt Bartos. »Dann sind wir uns also einig?«

»Warten Sie ...« Evelyns Kopf hat sich bereits mit mittelschweren Gewitterwolken gefüllt. »Also, wenn wir Sie nehmen, zieht auch Lana hier ein?«

»Das würde ich dringend empfehlen.« Bartos fühlt sich offenbar von Claus' unmerklichem Nicken bestätigt. »Sie ist eine ausgezeichnete Köchin. Und dann der Mehrwert, den sie als ausgewiesene Wellness-Expertin für Ihren Haushalt verkörpert ...«

»Wir haben *eine* Stelle ausgeschrieben, nicht zwei«, wirft Evelyn ein. Ihr Puls rast, und sie spürt das starke Bedürfnis, einfach aufzustehen und hinauszu laufen. »Im Ernst, Herr Bartos, was wollen Sie hier? Warum haben Sie sich bei uns beworben?«

Es scheint die Gretchenfrage zu sein – oder die Antwort, von der alles abhängt, je nachdem, von wessen Standpunkt man sich die Sache besieht. Bartos betrachtet seine Gastgeber, dann lächelt er in sich hinein. »Sagen wir mal, die frappierende Ehrlichkeit der Annonce stach mir ins Auge. Ich fühlte mich nicht nur angesprochen, sondern zutiefst verstanden.«

»Aber überqualifiziert fühlten Sie sich nicht?«

»Wieso sollte ich?« Bartos schüttelt den Kopf. »Mit den Geisteswissenschaften bin ich fertig, glauben Sie mir.« Er räuspert sich wieder, diesmal noch heftiger als zuvor. »Wenn ich die Sklavenbande nicht zerreiße, so ist es nur, da die Natur uns süßere versagt.«

Es ist die feierliche Art und Weise zu sprechen, die beide Müller-Dodts für einen Moment irritiert.

»Wie ... wie bitte?«

»Grillparzer«, erwidert Bartos.

Wieder verstreichen ein paar Sekunden, in denen sich etwas – vielleicht ein dämonisches Etwas oder auch nur eine peinliche Ratlosigkeit – im Raum manifestiert.

»Ah, der *Grillpatzer!*«, stößt Claus endlich hervor. »Natürlich kennen wir den – nicht wahr, Evi? Evelyn, ist alles okay?«

Das ist es nicht. Bartos scheint Gedanken lesen zu können.

»Entschuldigen Sie, gnädige Frau, aber in meinem Alter lernt man mit den Realitäten zu leben. Wie sagt man so schön: Lieber aus den Wolken fallen als einmal aus dem dritten Stock. Ich fühle mich in meiner Rolle als Sklave durchaus wohl. Man gehört zu einem Haushalt und hat weniger Verantwortung für sich selbst.«

Evelyn gelingt ansatzweise ein Lachen.

»Sie haben sich eben Sklave genannt?«, fragt sie so beiläufig wie möglich. »Wie meinen Sie das?«

»So, wie es in Ihrer Anzeige stand ...«

»... die Sie gerade noch sinnbildlich nannten.«

»Was macht das für einen Unterschied?« Bartos streift Evelyn mit einem flüchtigen Blick. »Ich für meinen Teil empfinde nichts Erniedrigendes dabei, mich offen einen Sklaven zu nennen. Den alten Römern galten Sklaven als bewegliche Waren. Wir würden sie heute wohl dem Maschinenpark zurechnen, den teuren Dingen also, die gut gepflegt werden müssen. Wer jemals im Prekariat dieser Republik für einen Euro am Tag vor sich hin krampfen musste, wird sich nichts sehnlicher wünschen.«

Claus hebt schüchtern die Hand. »Was meinen Sie mit ...?«

»... Prekariat?« Bartos sieht Claus an, als ob der ihn auf den Arm nehmen wolle. »Nun, was in der Industriegesellschaft das Proletariat war, ist in der postindustriellen Gesellschaft das Prekariat.«

»Und in Sklaverei sehen Sie dazu eine Alternative?«

»Keine Alternative, eine Verbesserung zu der demokratisch abgesicherten Barbarei, in der wir leben.«

»Faszinierend.« Evelyn sieht förmlich, wie über Claus' Kopf eine Glühbirne aufleuchtet. »Unser Freund hier spricht offensichtlich von einer besseren Gesellschaft, die auf Ungleichheit und Diskriminierung beruht. So ist es doch, oder?«

Bartos macht eine knappe Verlegenheitsgeste. »Da die meisten von uns längst Nichtbürger sind, also am öffentlichen und kulturellen Leben nicht mehr teilhaben können, würde ich den offenen Sklavendienst schlichtweg eine Notwendigkeit nennen. Deutschland ist reich, doch ohne Würde. Das merkt man vor allem daran, wie sie hier mit weniger betuchten Mitmenschen umspringen. Die Politik des kurzen Verstandes und der raschen Hand hat schon viele Opfer gefordert.«

»Absurd«, sagt Evelyn, »ich habe selten einen so absurden Vortrag gehört!«

»Evi ...« Claus' rechter Fuß, der nervösere von beiden, beginnt wieder zu wippen. »Verstehst du überhaupt, was der Mann sagt?«

»Verstehst *du* es denn, Liebling?«

Für die Dauer eines Lidschlags scheint Claus zu zögern. »Korrigieren Sie mich, Herr Bartos«, sinniert er laut vor sich hin, »aber das, was Ihnen vorschwebt, ist vielleicht der Ausweg, den die Regierung nicht findet. Niedrigstlöhne, Leiharbeit, Ein-Euro-Jobs – das alles ist Schnee von gestern!« Seine Erkenntnis scheint ihm selbst nicht ganz geheuer, denn er hält einmal kurz inne. »Sklaven als neue Mitte und Unterbau der Gesellschaft – das ist radikal, Bartos, wirklich radikal!«

»Nun, liegt es nicht auf der Hand?«, erläutert Bartos mit viriler Kälte. »Sehen Sie, früher musste sich dieses Land seine Sklaven noch im Ausland besorgen. Die Faschisten zettelten Kriege an, um an Zwangsarbeiter zu kommen. Das erübrigt sich heute, denn das großstädtische Prekariat steht bedingungslos zur Verfügung. Ich wette mit Ihnen, jeder Dritte wäre bereit, als Sklave zu gehen. Einen Unterschied zu früher sehe ich

schon: Im alten Rom bedeutete Sklaverei automatisch den sozialen Tod eines Menschen, heute geht die Entsozialisierung der Wiedergeburt als Sklave voraus.« Er blickt jetzt auf, die Augen wie zwei blanke Klingen. »Es ist an der Zeit, einmal aus der Geschichte zu lernen. Denn das anhaltende wirtschaftliche und innenpolitische Kriseln des Westens gleicht heute auf fatale Weise der des Römischen Reichs im zweiten Jahrhundert vor Christus.«

»Aber Sklaven ...«

»Nun, nach hellenisch-römischem Recht war der Sklave zwar eine *res*, also bewegliches Gut, doch ohne den Beigeschmack von Lieblosigkeit, den dieses Wort heute hat. Schon Seneca weist darauf hin, dass besonders wertvolle Sklaven oft *familiares*, also Angehörige genannt wurden. Ha, den Manager eines Konzerns möchte ich sehen, der in seinen Angestellten oder Arbeitern mehr als ein Zahlenspiel sieht. Dabei unterscheidet sich die moderne Festanstellung kaum noch von der mittelalterlichen Leibeigenschaft; auch heute ist es wieder Usus, dass die *Arbeits-tiere* zur Arrangierung der Finanzen ihrer Herren verkauft oder zur Schlachtbank geführt werden. Schön, aus Ketten sind Zinsen geworden, und das Gewaltverhältnis nennt sich jetzt Demokratie, doch es ist nur eine besonders perfide Spielart der Ausbeutung, die die Obrigkeit von allen Pflichten entbindet und es ihr erlaubt, so zu tun, als wäre es ganz normal, vernutzte, mittellose Menschen sich selbst zu überlassen.«

Obwohl es Evelyn schwerfällt, gibt sie Bartos insgeheim Recht: Die Zustände, die er beschreibt, sind ihr vertraut, schon aus beruflichen Gründen. Richter Harms, ihr Doktorvater, hatte es einmal das »vorprogrammierte Abrutschen der genasführten Massen« genannt. Die täglichen Dramen am Amtsgericht mit verarmten Mittelständlern und Personen, die sich »ausgesetzt« fühlen, sprechen eine noch deutlichere Sprache.

Als sie aus ihrem tranceähnlichen Zustand erwacht, steht Bartos mit dem Rücken zum Fenster. Claus starrt mit einem sichtlich belämmerten Blick vor sich hin. Es ist merkwürdig still, als



Thor Kunkel

Subs
Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 464 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-67634-3

Heyne

Erscheinungstermin: Februar 2013

Die neuen Sklaven sind da

Eine »provokante Petiteesse zum selbstgefälligen Amusement« – so nennt Claus seiner Frau gegenüber seine Annonce für die neue Putzfrau. Zu ihrer Überraschung melden sich auf die Anzeige dann tatsächlich Menschen, die sich ernsthaft als »Sklave« bewerben. Als sich Claus für Bartos, einen promovierten Altphilologen, und dessen Frau Svetlana entscheidet, ahnt er nicht, wie schnell er von seinen »Subs« abhängig werden soll. Bald bieten immer mehr Sklaven ihre Dienste an.